

Laibacher Tagblatt.

Redaction und Expedition: Bahnhofsgasse Nr. 15.

Nr. 103.

Pränumerationspreis:
für Laibach: Ganzj. fl. 8.40;
Zustellung ins Haus wörtl. 25 kr.
Mit der Post: Ganzj. fl. 12.

Freitag, 7. Mai 1880. — Morgen: Michael.

Insertionspreis: Ein-
spaltige Petitzeile 4 kr., bei
Wiederholungen 3 kr. An-
zeigen bis 5 Zeilen 20 kr.

13. Jahrg.

Der staatsrechtliche Stremayr.

Wunder über Wunder! Minister Stremayr, der von den Clericalen und Rationalen früher bestgehaßte Stremayr, hat in der vorgestrigen Sitzung des Abgeordnetenhauses das Kunststück zuwege gebracht, von der Rechten demonstrativ applaudiert zu werden. Wie das wohl möglich war? Nun, wer die Geschichte des letzten Jahres kennt, weiß ja auch zur Genüge, was man thun muß, um aus einem Feinde der „Nation“ inplötzlich ein national-politisches Kirchenlicht zu werden. Stremayr ist nun zwar keineswegs in den Czekenclub eingetreten, er hat auch den Grafen Hohenwart, gegen dessen Cultusminister Fircel er dereinst die ganze Schlagfertigkeit seiner ehemals liberalen Ueberzeugung entwickelte, noch nicht den größten Mann Oesterreichs genannt — aber etwas hat er denn doch über das Herz gebracht, was von Seite der Deutschensresser als eine Art Canossa für den Justizminister Taaffe gewürdigt werden kann. Herr v. Stremayr hat nämlich erklärt, daß mit dem Sprachenerlasse für die böhmischen und mährischen Gerichtsbezirke eigentlich gar nichts geschehen sei. Herr v. Stremayr stellte sich bei seinen diesbezüglichen Ausführungen ganz auf den Standpunkt jener diplomatisierenden Ministerdoctrin, welche aus dem unanfechtbaren Satze, daß der Vollzug der Gesetze ein Recht der Regierung sei, die Folgerung ableiten, daß der Minister auch das Privilegium der alleinigen Auslegung der Gesetze in Anspruch nehmen könne. Er meint, beweisen zu können, daß „Landessprache“ und „landesübliche Sprache“ gleichbedeutende Begriffe seien, und demonstriert seltzweg die Lehre, daß die neue Sprachenverordnung sich gar nicht von den Grundsätzen entferne, welche bisher in praktischer Uebung gewesen seien. Ueber den Begriff „Landessprache“ und „landesübliche Sprache“ wollen wir mit einem Minister nicht

streiten. Aber wenn es richtig ist, daß der allgemeine Sprachgebrauch auch in dieser Beziehung als Grundlage der Entscheidung dienen muß, so müssen wir darauf verweisen, daß es zwar keinem Deutschen in Böhmen oder Mähren beifällt, zu bestreiten, daß in Böhmen eine deutsche und eine czechische Landessprache existiert, daß aber ganz gewiß jedermann ausgelacht würde, welcher das Czechische neben dem Deutschen als die landesübliche Sprache im nordwestlichen oder nördlichen Böhmen bezeichnen wollte. Und doch stützt sich auf diesen Satz der ganze Beweis Stremayrs, dessen Ziel darin besteht, zu erhärten, daß allenthalben in Böhmen und Mähren — also auch in rein deutschen Gegenden — ein czechisches Anbringen auch czechisch erledigt werden müsse.

In sonst ruhigen Zeiten konnte man sich über die praktische Tragweite eines solchen Argumentes hinwegsetzen. Denn es wird beispielsweise in Saaz oder in Eger wohl niemandem einfallen, eine czechische Amtierung zu verlangen, außer er wollte geradezu einen Conflict provocieren. Das steht aber jetzt zu befürchten. Denn gerade so, wie man jetzt die Vermehrung der czechischen Lehrstühle an der Prager Universität verlangt, um einigen „Lieblingen der Nation“ zu einem Amte zu verhelfen, ebenso wird sich für den Fall der Durchführung der neuesten Sprachenverordnung bald bei diesem, bald bei jenem deutschen Bezirksgerichte ein czechischer Kläger melden. Daraus nun, daß in vielen Fällen dem Begehren desselben nach einer czechischen Amtierung nicht Folge geleistet werden kann, wird sich ergeben, daß für das betreffende Gericht ein czechischer Beamter ernannt wird. Kurz und gut — es öffnet sich dadurch ein Spielraum für nationale Stellenjäger, welcher sehr bald zu einer völligen Verschiebung im richterlichen Beamtenstatus zugunsten der Czeken führen müßte. Letzteres scheint Stremayr entweder nicht gewürdigt zu haben, oder er

hat über diesen Punkt ganz und gar nicht nachgedacht.

Viel schwerer noch, als dieses Uebersehen, fällt es aber in die Waagschale, daß Herr von Stremayr die Hoffnung ausdrückt, die Behörden würden sich trotz der durch die böse Presse ergangenen Aufforderung zum Ungehorsam den Anordnungen des Ministeriums fügen. Unseres Wissens erfreut sich der österreichische Richterstand des unschätzbaren Privilegiums der Unabsehbarkeit seiner Angehörigen. Er ist nicht nur berechtigt, sondern geradezu verpflichtet, nach bestem Wissen und auf Grundlage des Gesetzes zu entscheiden, ganz unbekümmert darum, ob seine Entscheidung im Sinne oder im Widerspruche mit einer augenblicklichen Regierungsströmung steht. Im gegebenen Falle wird nun allerdings der einzelne Richter nicht in der Lage sein, ein Urtheil über die ministerielle Verfügung abzugeben. Aber über dem Minister und über dessen individuellen Anschauungen über den Sinn der Gesetze steht das Reichsgericht; und wenn auch Herr v. Stremayr in seiner vorgestrigen Rede versichern zu können glaubte, daß er der Entscheidung des Reichsgerichtes über seinen Erlass mit Ruhe entgegensehen könne, so glauben wir doch unsererseits, daß es dem Justizminister des Grafen Taaffe weit schwerer sein wird, in diesem Falle die Zustimmung des Reichsgerichtes zu erlangen, als er bei seinen eben erwähnten Ausführungen den Beifall der Rechten fand. Denn für diese hat schon das bloße Wort „Staatsrecht“ einen ganz eigenthümlich fascinierenden Klang, und weil Stremayr sagte, daß er den Begriff „landesübliche Sprache“ vom Standpunkte des Staatsrechtes auffassen müsse, so ist man schon halb verführt mit dem früheren liberalen Cultusminister des Cabinets Auersperg, Aufrichtig gestanden, wäre es aber nur zu bedauern, wenn ein Mann von der Begabung und den Verdiensten Stremayrs nach so manchen klei-

Feuilleton.

Eine treue Seele.

Novelle von Levin Schüding.

(Fortsetzung.)

„Wohl denn. — Vielleicht komm' ich bei Tageslicht mit der Geschichte gar nicht zu Ende; aber Sie wollen es so,“ sagte er, indem er mir folgte. Er setzte sich wieder behaglich in den Sessel, den er gestern eingenommen hatte, und gab mir nun einen ausführlichen Bericht über den ganzen Theil seiner Lebensgeschichte, der ihn mit Paul Kraushold zusammengebracht hatte. Ich versuche ihm hier nachzuerzählen, indem ich nur einiges fortlasse, was Egbert über seine erste Jugend sagte, weil sein einmal gewecktes Mittheilungsbedürfnis sich nun auch ein Genüge thun wollte und dies weit über das zur Sache Gehörige hinaus that.

Er hatte so lange geschwiegen, die arme treue Seele!

II.

Sein Unglück war wohl immer gewesen, daß er ein mäßiges Vermögen besaß, welches ihn der

Nothwendigkeit überhob, sich in dringender Eile eine Lebensstellung durch strenge Brotstudien zu erringen. Und dann, daß in ihm nichts war, was ihn auf irgend einen Beruf hindrängte, daß es kein Fach gab, in dem eine vorwiegende Fähigkeit, ein überwiegender Trieb in ihm sich zu bethätigen gesucht hätte. Es ist merkwürdig, wie wenig unsere Gymnasien die speciellen Fähigkeiten und das Berufsbewußtsein in den jungen Leuten zu entwickeln wissen. Für die Naturwissenschaften jedoch hatte Egbert eine gewisse schwächere Neigung zu empfinden geglaubt. Und so — obwohl er ohne Zweifel auch Jurist und Ingenieur geworden wäre, wenn sich jemand die Mühe genommen hätte, dies ihm dringend zu empfehlen — hatte er auf einer Universität am Rhein das Studium der Medicin begonnen, und dies auch mit einer gewissen angeborenen Pflichttreue; ein treuer, ordentlicher Mensch war er eben seiner ganzen Natur nach, der es sogar an Fähigkeit nicht fehlte, wie wir ja sehen werden. Nur alle Energie, nur aller Eifer, nur das starke Erfassen fehlte ihm, denn — das war das Wesentliche: er war ein Träumer. Er schritt nicht wie die anderen Menschenkinder mit offenen Augen und scharfen Sinnen auf dem harten, festen

Boden der Thatfachen dahin, sondern saß wie in einem Schiffelein, das er dem Winde überließ zu treiben, und unter ihm, weithin sich dehnend, stand das Meer ewiger Träumerei.

Nachdem er vier oder fünf Semester studiert hatte, war der Krieg von 1864 ausgebrochen, zu dem er einberufen worden und in welchem er sich als Lazarethgehilfe ausgezeichnet und unter dem ärztlichen Personale zahlreiche Freunde erworben hatte; darauf nach dem Kriege war eine eigenthümliche Apathie über ihn gekommen, die ihn abgehalten hatte, sich wieder in seine Studien zu stürzen; er war beim Militär geblieben, eine Zeitlang Officier gewesen, dann bei Gelegenheit einer Reibung mit seinen Kameraden wieder ausgetreten, um die Reste seines rasch geschmolzenen Vermögens flüssig zu machen und eine wissenschaftliche Reise nach Ostindien anzutreten. Wozu — im Interesse welcher Wissenschaft — welchen speciellen Untersuchungen zuliebe? Er hatte keine andere Antwort darauf gehabt als die: „Ich will den Pessimismus an der Quelle studieren.“

Und doch war bei Egbert der Wurm, der in ihm steckte, nicht der Pessimismus, sondern ein ganz anderer. Er hatte sich als Student in die junge

nen Abweichungen von seinen früheren Grund-
sätzen, welche ihn bekanntlich um das Vertrauen
seiner steiermärkischen Wähler brachten, sich durch
ein völliges Einlenken in das Fahrwasser der
Coalitionsmaierei für jede weitere Thätigkeit im
Interesse des Verfassungslebens und des Fort-
schritts unmöglich machen wollte.

Oesterreich-Ungarn. Justizminister Stre-
mayr hat die Interpellation der deutsch-böhmischen
Abgeordneten betreffs Sprachenverordnung für
Böhmen und Mähren mit einer an leitender
Stelle gewürdigten Erklärung beantwortet, welche
in verfassungstreuen Kreisen einerseits Befremden,
andererseits Bedauern hervorzurufen geeignet ist. Als
Stremayr das Portefeuille für Cultus und Un-
terricht aus der Hand gab, um dafür dem „religiös-
sittlichen“ Systeme Conrads Platz zu machen,
war noch immer die Hoffnung da, daß Stre-
mayr auf seinem Posten als Unterrichtsminister un-
ter den gegenwärtigen Verhältnissen unmöglich ge-
worden, sein Portefeuille nur deshalb mit jenem
der Justiz vertauschte, um selbst unter einem
Cabinete Laaffe der verfassungsgegnerrischen Strö-
mung nach Möglichkeit Widerstand zu leisten.
Seine neueste Erklärung hat diese Voraussetzun-
gen über den Haufen geworfen. Es scheint, daß
sich Herr v. Stremayr mit den Laaffe'schen Ideen
völlig abgefunden hat, und wird deshalb auch an-
genommen, daß ihm ein Ministerportefeuille höher
steht, als seine ganze frühere Vergangenheit.
Uebrigens wird die Regierung bald genöthigt sein,
sich in Bezug auf die Sprachenfrage zu einer un-
umwundenen Antwort zu entschließen. Der be-
reits mitgetheilte Antrag des Fortschrittsclub, einen
Gesekzentwurf vorzulegen, wodurch, unter Fest-
haltung der deutschen Sprache als Staatsprache,
der Gebrauch der landesüblichen Sprachen in
Schule, Amt und öffentlichem Leben geregelt wird,
trägt bereits achtzig Unterschriften und wird, ein-
mal zur parlamentarischen Verhandlung gebracht,
dem unstillen Hin- und Hertappen hoffentlich ein
Ende machen.

Der Umstand, daß Baron Sennyey das ihm
angebotene Mandat der Stadt Pressburg für den
ungarischen Reichstag anzunehmen sich entschlossen
hat, hat weit über die Grenzen Ungarns hinaus
ein ungewöhnliches Aufsehen erregt. Baron Sen-
nyey, den man kurzweg als den schwarzen Baron
bezeichnet, ist conservativ; aber nicht conservativ
im Sinne der österreichischen Reactionäre à la
Hohenwart und Leo Thun, sondern conservativ
im Sinne des Grafen Szecsenyi und anderer un-
garischer Magnaten des Vormärz, welche zwar die
Verfassung vor den Schlingen des absolutistischen
Centralismus zu schützen suchten, aber auch keines-

wegs daran dachten, sich durch Erregung der
Volksleidenschaft und, wenn nöthig, selbst auf dem
Wege der Revolution zu den Trägern der öffent-
lichen Gewalt zu machen. So war im ungarischen
Reichstag von 1848 Paul Sennyey der Ein-
zige, welcher dem ersten Versuch Kossuths, die
Volksvertreter auf die revolutionäre Bahn hin-
überzuleiten, schon im September mit mehr als
gewöhnlichem Muth entgegentrat. Er mußte sich
verbergen, um sein Leben zu retten, die revolutio-
näre Regierung confiscierte seine Güter, aber Bar-
on Sennyey ließ sich dadurch nicht verleiten,
zum Feind seines Landes und untreu an seiner
Nation zu werden, und unter der Bach'schen Aera
lebte er zurückgezogen das Leben eines Landedel-
mannes, durch sein Fernbleiben von allen offi-
ciellen Kreisen gegen die Vergewaltigung prote-
stierend, deren Opfer Ungarn geworden war. In
der neuen Verfassungsära war Sennyey vielfach
parlamentarisch thätig und wurde auch, als die
zwischen den Cabineten Tisza und Auersperg ge-
troffenen Abmachungen betreffs Erneuerung des
österreichisch-ungarischen Ausgleichs auf Schwie-
rigkeiten stießen, zur Neubildung eines Cabinets
aufgefordert. Sennyey lehnte ab und zog sich
späterhin nach dem endlichen Siege Tiszas ganz
vom politischen Leben zurück. Sein Wieder-
eintritt in dasselbe bedeutet jetzt um so mehr eine
Gefahr für das Ministerium Tisza, als Sennyey
sich seinen Wählern gegenüber ganz die Politik
der freien Hand wahrte und infolge zum Mittel-
punkt einer neuen Partei-Organisation werden
dürfte.

Italien. Die Berichte der officiellen Presse
führen aus, daß mehrere dringende Gesetzesentwürfe
in der Kammer in Verhandlung standen, daß die
Opposition jedoch die Arbeiten in Stillstand brachte,
indem sie dem Ministerium ein Mißtrauensvotum
ertheilte, nachdem sie einige Tage vorher das Ver-
halten des Cabinets gebilligt hatte. Das Mini-
sterium weist den Vorwurf zurück, daß es an der
Langsamkeit des Fortschreitens der parlamentarischen
Arbeiten schuld sei. Es wolle nun erfahren, ob
die Wähler eine genügend einmüthige Majorität
entsenden werden, um die Stellung des Ministeriums
zu stärken. Die Wahlreform sowie die Reform
des Communal- und Provinzialgesetzes harren der
Sanction der Legislative. In kurzer Frist werde
das aufrichtige Votum erfolgen, das durch keine
officielle Beeinflussung getrübt werden soll. Die
Wähler mögen das Ihrige thun, damit das Pro-
gramm vom Jahre 1876 zur Ausführung gelange.
Die Debatten über die äußere und innere Politik
sowie über die Militärorganisation hätten es evi-
dent erwiesen, daß eine Nationalvertretung noth-
wendig sei, die der Regierung wirksame Autorität

verleiht. Das Ministerium wünsche einmüthig die
baldige Abschaffung der Wahlsteuer und Erwei-
terung des Wahlrechtes. In formellem Einklange
mit der Versicherung, daß die Regierung einen
Appell an das Volk ohne Beeinflussung der Wähler
beabsichtigt, steht ein Circular des Justizministers
an die Gerichtsbeamten, in welchem er unter aller
Anerkennung der Rechte derselben, als Bürger
nach ihrem Gewissen ihre Stimme abzugeben, den-
selben empfiehlt, daß sie als Beamte sich von
Agitationen und politischen Leidenschaften fern-
halten sollen.

Türkei. Die zweite Collectivnote der Mächte
an die Pforte, deren wir bereits in unserem letzten
Blatte erwähnten, ist dem Vernehmen nach auf
Initiative des Lord Granville, der alle Mächte
sich sofort angeschlossen haben, erlassen worden.
Es ist dies der erste diplomatische Act des neuen
Cabinetts von St. James und er befundet immer-
hin eine gewisse Continuität in der englischen
Politik; die erste Collectivnote, die vor ungefähr
acht Tagen erlassen worden, ist nämlich der Au-
regung Salisburys entsprungen. Der türkische
Ministerrath hat die Collectivnote bereits in Be-
rathung gezogen. Die von Mahmud Nedim ver-
tretene Ansicht, daß die Pforte der Forderung der
Mächte gerecht werden müsse — da es sich um
Montenegrös Interessen handelte, ward der Mann
Rußlands urplötzlich verdrängt — wurde von
anderen Ministern mit dem Hinweise auf die Un-
zulänglichkeit der türkischen Truppen in Albanien
und die der Autorität des Sultans drohenden
Gefahren bekämpft.

Vermischtes.

— Nur gemüthlich. Franz Pulszky er-
zählt in seinem Buche „Meine Zeit, mein Leben“
eine große Anzahl charakteristischer Anekdoten aus
dem vormärzlichen Ungarn, von welchen insbeson-
dere die nachstehende einen hübschen Commentar zu
der Art und Weise liefert, wie Kaiser Franz oft
die ernstesten Regierungsgeheime zu erledigen pflegte.
Erbittert über die Opposition, welche die un-
garischen Comitatsversammlungen den absolutistischen
Gelüsten des Wiener Hofes bereiteten, hatte Kaiser
Franz zum Östern die hervorragendsten Redner dieser
Versammlung nach Wien beschieden, um ihnen in
halb väterlichem, halb drohendem Tone das Unrecht
ihres Beginns vor Augen zu führen. Als einst
dieses Los auch den Vicegespan des Comitats Abony,
Bitéz mit Namen, traf, hörte dieser den langen
deutschen Sermon, den Verweis und die väterliche
Ermahnung ruhig an; als aber der Monarch zum
Schlusse fragte, ob Bitéz seinen Fehler einsehe und
ob er ein loyaleres Betragen verspreche, antwortete

Frau seines bejahrten Professors verliebt, der ihn
in den geselligen Kreis seines Hauses gezogen —
und diese Liebe hatten weder seine Studien, noch
seine Lazareththätigkeit im Kriege, noch seine Re-
krutenübungen im Frieden austilgen können. Ohn-
mächtig gegen das ihn beherrschende Gefühl ank-
ämpfend, hatte er endlich beschlossen, sich in eine
andere Welt zu retten, die er sich wie ein Wunder-
und Traumland dachte. Und geträumt hatte er
doch in der Heimat schon viel zu viel, geträumt
über seinen Büchern, geträumt im Sattel seines
Pferdes, geträumt an der Spitze seines Juges —
so viel, daß sein Rittmeister einst ausgerufen:
„Der Mensch wird es nie dahin bringen, seine
Schwadron auch nur über eine Gasse führen zu
können!“

Nach zwei Jahren war Egbert aus dem fernen
Osten zurückgekehrt. Und zwar als ein ganz an-
derer, wie man es hätte erwarten dürfen. Er schien
ausgeträumt zu haben, und wenn er den Pessimis-
mus an den Quellen studiert hatte, so mußten ihn
diese Quellen, wie eiskalte Wasserbäder hypochon-
driische Naturen, geheilt haben. Das Wahre an der
Sache war, daß er sich wenig um sie gekümmert.

Bis zum Verständnisse der Beden, bis zum San-
skrit gieng ja seine Wissenschaft nicht. Aber die
weite Welt, in der er sich umgesehen, mit ihren
ganz neuen Offenbarungen des in nicht auszu-
schöpfenden Gestaltungen sich darstellenden Menschen-
geistes hatten seinen Geist erweitert, sein Herz ge-
stärkt, seine Lebenskraft gesteigert, und in dieser
Lage der Dinge hatte er in einer deutschen Zeitung
die Notiz gelesen, daß die Hochschule zu B. ihren
unerfährlichen berühmten Professor Kraushold durch
den Tod verloren.

Nachdem Egbert diese Zeilen eine lange Weile
angestarrt, erhob er sich. Es schien sich dabei in
seiner Seele die Ueberzeugung gebildet zu haben,
daß er nun Indien vom Euphrat bis zum Ganges
genugsam kenne, daß ein längerer Aufenthalt dort
für seine Laufbahn absolut nicht mehr von Nutzen
sein könne, und daß er wohlthue, an die Heimreise
zu denken. Und zur Heimreise hatte er sich denn
auch gerüstet, aber ohne jede sich überstürzende Eile,
die er vor sich selber hätte als taktlos bezeichnen
müssen. Mit der ruhigen Würde eines Mannes,
der unter Orientalen lebte und dessen Auge die
Urlande der Arischen Menschheit, überblaut von

den Gipfeln des Himalaya, sah, hatte er den Kan-
nal von Suez durchgemessen, ohne von seinem
Dampfer das Unmögliche zu verlangen, daß er
Flügel statt der Schaufelräder besäße; hatte der
Nadel der Cleopatra mit still beschaulichem Kopf-
nicken den Scheidegruß zugewinkt und war endlich
nach wochenlanger Reise am heimathlichen Rhein
angekommen, bei dessen Anblick ihm Seelenruhe
genug blieb, über die Dichter zu lächeln, die diesen
Wasserfaden den „occidentalschen Ganges“ nannten!
Und so kam er zurück wie ein ruhiger, ent-
schlossener Mann, mit voller Seelenklarheit über
das, was er zunächst zu thun habe.

Im letzten Grunde freilich war nichts in ihm
verändert. Die alten Träume — wir werden sehen,
wie wenig davon von ihm gewichen!

Daß er in B. so wenige seiner alten Be-
kannnten wiederfand, so wenige, die sich seiner erin-
nerten, beirrte ihn nicht. Es genügte ihm, etwas
zu erfahren, was ihn mit einer innerlichen Befrie-
digung erfüllte: daß die jetzt ganz allein stehende
Witwe des Professors Kraushold auf einem kleinen
Gute noch eine Strecke weiter ins Land hinein
wohne, so viel man wußte, ganz zurückgezogen und

der Vicegespan: „Majestät, nig daitisch,“ worauf Kaiser Franz in die Worte ausbrach: „Das hätten mir früher a sagen können.“ — Eine zweite Anekdoten erzählt von Ignaz Eötvös, dem Vater des späteren Unterrichtsministers, daß dieser die auf ihn gefallene Aufgabe eines kaiserlichen Commissärs bei den sogenannten Cholera-Unruhen des Jahres 1831 in wirklich origineller Weise zu erledigen pflegte. Damals waren nämlich die Bauern in dem Wahne, der Adel habe die Brunnen vergiftet, in Masse über einzelne Adelsitze hergefallen. Mord und Brandstiftung waren an der Tagesordnung. Um nun diesem vielfach zu einer Art professionellen Raubsystems sich ausbildenden Treiben eine Ende zu machen, wurden eigene Commissäre mit ausgedehnten Vollmachten in die insurgierten Comitate gesendet. Unter diesen befand sich auch Eötvös, dessen Aufgabe es war, die Umgebung von Speries zu pacifizieren. Dabei gieng nun Eötvös zwar mit aller Strenge, aber doch dafür mit eigenthümlicher Freundlichkeit für die Angeklagten zuwerte, die er stets mit „carissime amice“ (theuerster Freund) ansprach. So soll er beispielsweise nach dem Verhöre eines gewissen Tasnady zu diesem gesagt haben: „Amice carissime, cras pendebis.“ (Liebster Freund, morgen wirst du hängen.) Und in der That ließ er den „theuersten Freund“ am nächsten Morgen aufhängen.

— Gute Conservierung. In einer Gesellschaft von Spießbürgern mischte sich ein junger Gelehrter in das eben geführte Gespräch, was einer der alten Herren so übelnahm, daß er erzürnt ausrief: „Wie ich in Ihren Jahren war, da war ich in den Dingen die Sie zu wissen vorgeben, noch ein totaler Esel.“ — „D, dann haben Sie sich sehr gut conserviert,“ erwiderte der junge Mann.

— Episode bei der Trauung. Die Trauung der Prinzessin Pauline von Württemberg mit dem Dr. Willim fand am 1. Mai in Carlsruhe (Oberschlesien) statt. Unmittelbar nach dem Civilacte (11 Uhr) fuhren die Herrschaften zur Kirche. Die Braut wurde von dem Herzoge Nicolaus von Württemberg zum Altar geführt, der Bräutigam von den beiden Herzoginnen-Witwen (Mutter und Großmutter). Vor der Kirche war eine Ehrenpforte errichtet, welche die Worte: „Der Herr segne Euch“ trug. Diesen Spruch wählte der dortige Hofprediger Suchner zum Thema seiner Rede und hob in derselben außerdem hervor, der Bräutigam möge seine hohe Braut für ewig fest in sein Herz schließen, sie habe um feinetwillen vieles aufgegeben, auf vieles verzichtet u. s. w. Diese Worte mußten die Veranlassung gewesen sein, daß die hohe Braut unmittelbar nach dem wie üblich gesprochenen „Ja“ mit lauter Stimme erklärte: „Ich füge hinzu, daß

ich nichts aufgegeben habe, woran mein Herz hieng, und daß ich beneidenswert glücklich bin.“ Dieser Beisatz zu dem bedeutungsvollen „Ja“ confernierte wohl den Herrn Hofprediger ein wenig — erst nach Minuten schritt er zur Ceremonie des Ringwechsels. Zur Festtafel waren der Amtsrichter und der Standesbeamte zugezogen. Bald nach Aufhebung derselben trat das junge Ehepaar seine Hochzeitsreise über Wien nach dem Süden an.

— Londoner Klatschgeschichten. In der Londoner High-life erzählt man sich von einer höchst unbequemen Situation, in der sich mehrere Herren und — eine Dame derzeit befinden. Mrs. Bangter, eine junge Dame der Halbwelt, die sich besonderer Beachtung seitens des Prinzen von Wales erfreut, ist in letzterer Zeit mit ihren Gnaden etwas zu freigebig gewesen und hat dadurch sich und anderen „Unannehmlichkeiten“ zugezogen. Allerdings ist die Geschichte recht profaischer Natur. Sie hat für ihre Modistin den unglücklichen Herzog von York eine Tratte über 1100 Pfund Sterling unterschreiben lassen. Der kann sie nun nicht bezahlen, der Prinz of Wales will sie nicht bezahlen, und wenn sie Graf Schrewsbury, auch ein Begünstigter, nicht schließlich begleicht, so wird das einen Proceß mit Schreden geben. O diese Weiber!

Local- und Provinzial-Angelegenheiten.

— (Herr Landespräsident Winkler) hat gestern die Mitglieder der Gemeindevertretung unter Führung des Bürgermeisters Laschan empfangen. Der Herr Landespräsident, welcher sich bei diesem Anlasse durchwegs der deutschen Sprache bediente, hatte für jeden der Herren Gemeinderäthe sowie auch für die gleichzeitig ihm vorgestellten städtischen Beamten ein freundliches Wort und empfahl sich schließlich von denselben mit der Bitte, ihm ihr Wohlwollen und Vertrauen zu schenken.

— (Aus Gerichtskreisen.) Der Gerichtsadjunct Herr Fr. Eudel, der die strafgerichtliche Abtheilung beim städt.-deleg. Bezirksgerichte volle 12 Jahre leitete, ist auf sein Ansuchen zur civilen Abtheilung des städt.-deleg. Bezirksgerichtes überseht worden, und wurde ersteres Amt dem Adjuncten Herrn J. Munda übertragen.

— (Missglückter Selbstmordversuch.) Vorgestern nachmittags gegen 5 Uhr wollte ein Mann von der Franzensbrücke aus in die Laibach springen, wurde aber von Passanten an der Ausführung seines Vorhabens gehindert.

— (Die Baumbachhütte im oberen Fsonzothal.) Der „Klagenfurter Zeitung“ wird geschrieben: Daß die Errichtung von Schutzhäusern nicht nur auf einsamen Höhen und zur Erleichterung

nares kommenden Manne doch zu klein; vielleicht klopfte doch sein Herz stärker wie damals, als er in so contemplativer Weise der Nadel der Cleopatra seinen Abschiedsgruß zugewinkt.

Cleopatra — da saß sie ja, im Schatten ihres Hauses, das sinnbethörende Weib, das der Mittelpunkt seiner Träumereien gewesen, seine Cleopatra, ihren Casarion zur Seite. Sie strich diesem eben mit der weißen Hand über den krausen, wirren Scheitel, und als sie langsam ihr Auge dem kommenden Fremden zuwandte, deutete nichts in ihren Zügen an, daß sie in diesem das Erscheinen ihres orientbezwingenden Antonius ahnte. Ihre Züge waren still und wenig bewegt; und eben weil sie den Ausdruck einer stillen und wenig bewegten, aber sehr gutmüthigen Natur trugen, hatten sie die jugendliche Frische bewahren können. Sie konnte nicht weniger Jahre zählen als Egbert; aber sie blickte mit derselben frischen Mädchenhaftigkeit in das Antlitz des Kommenden, wie damals, wenn sie ihm im Hause ihres Mannes die gefüllte Theetasse reichte. Nur ein ganz wenig voller war ihre schöne schlankte Gestalt geworden.

(Fortsetzung folgt.)

von Hochgipfelbesteigungen wünschenswert erscheint, sondern selbst in manchem abgelegenen Thale von Gebirgskreisenden begrüßt werden möchte, um die Herrlichkeit großartiger Landschaftsbilder durch längere Zeit genießen zu können, findet Ausdruck in dem löblichen Bestreben der Section Küstenland des deutschen und österreicherischen Alpenvereins, im Thale der Trenta ein bescheidenes Touristenheim zu gründen. „Na Logu“ heißt der herrliche Gebirgswinkel im oberen Fsonzothale, gerade auf dem halben Wege zwischen Flistz in Küstenlande und Kronau oder Moistrana in Krain. Man gelangt dahin entweder über die Felsenhöhe der Dutnja oder über den Berscheg-Sattel, durch das düster-melancholische oberste Sotischthal, endlich auch durch die untere Trenta, dem grauvollen Schauplatz eines nimmer ruhenden Zerstörungskrieges, den Luft und Wasser wider die Felsenmauern kämpfen. Die Soticha (Fsonzo) ist hier kein tosendes Alpenwasser, wie weiter oben, wo sie cascadenartig von Fels zu Fels springt, noch das furchtbar zerstörende Element, wie weiter unten, wo sie wüthend an den Felsen nagt und sich ihr enges, mitunter fast röhrenartiges Bett in das massive Gestein bohrt, hier ist sie ein arcadisches Flüsschen ohne alle Wildheit, das seine kristallklaren Wellen über den sanft geneigten liegenden Thalgrund plätschernd und murmelnd weiter fährt, umgeben von saftig grünen, blumenreichen Matten, die sich an die Vorberge hinanziehen, hinter welchen die Bergriesen der Trenta ihre blendend-weißen Felsenhäupter erheben und sich der königliche Triglav in seiner ganzen Majestät als imposanter Thalabschluss zu 3000 Meter Höhe aufbaut. Wer würde, in den herrlichen Anblick dieser großartigen Hochgebirgswelt versunken, nicht träumen von dem Trentajäger und den weißen Frauen, vom Zlatorog und von den Triglav-Rosen, und nicht gerne hier verweilen, wenn ihm schüßendes Obdach geboten werden möchte. Ein solches Obdach soll nun durch die Thätigkeit der Section Küstenland geschaffen werden, wofür sich auch der Herr Vicarius in „Soča“ lebhaft interessiert. Mit diesem Unterkunftschaus wird ein ganz vorzüglich gelegenes Standquartier für die Besteigung der Moistrata, Razorka, Rogica, des Triglav, Urfač, Raniavz, Vipac, Bogu, Gau und Cerni Vrč und anderer Hochgipfel der Julischen Alpen, insbesondere in dem ziemlich unbekanntem Reviere zwischen dem Krn- und Wocheinerthale geschaffen, damit aber hier mitten in den Scenerien der herrlichen „Zlatorog“-Dichtung des Sängers derselben gedacht werde, beschloß die Section Küstenland, dieses Obdach „Baumbach-Hütte“ zu taufen.

— (Lehrerstelle.) Der Bezirkschulrath Stein publiciert die Ausschreibung der zweiten Lehrerstelle an der zweiklassigen Volksschule in der Commenda St. Peter mit dem Gehalte von 400 fl. und freier Wohnung. Gesuche hiesfür sind bis Ende Mai einzubringen.

— (Der erste südösterreichische Holzhändlerstag.) Bei der letzten Generalversammlung des kärntnerischen Forstvereins, welche am 13ten Oktober v. J. in Friesach abgehalten wurde, kam in den Kreisen der Schnittholzerzeuger und Holzhändler auch das Bedürfnis regelmäßig wiederkehrender Versammlungen behufs gegenseitigen Meinungsaustausches über die gemeinsamen Geschäftsinteressen und der Ermöglichung eines einheitlichen Vorgehens in wichtigeren Geschäftsfragen neuerdings zur Sprache. Infolge dessen wurde ein Comité mit der Aufgabe betraut, die nöthigen Vorlagen für eine Versammlung der Holzhändler vorzubereiten und sodann einen Holzhändlerstag einzuberufen. Das Comité hat nunmehr seine Vorarbeiten beendigt und den ersten südösterreichischen Holzhändlerstag auf den 9. Mai v. J. nach Villach einberufen. Die Tagesordnung desselben umfaßt folgende Punkte: 1.) Antrag auf allgemeine Einführung des gesetzlichen Maßes im gesammten Holzverkehre, auf Aufstellung einheitlicher allgemeiner Normen für den Schnittholzhandel und auf Abstellung der gegenwärtig ein-

mit der Erziehung eines Sohnes beschäftigt, eines Knaben, dessen sich Egbert als eines lebhaften, unruhigen kleinen Burschen entsann und der jetzt nach seiner Berechnung elf bis zwölf Jahre zählen mußte.

Egbert reiste weiter ins Land hinein. Das Gut der Professorin lag hübsch an den Waldbergen, die einen kleinen Fluß beherrschten; es war ein Besitztum, welches dem Professor durch eine Erbschaft zugefallen und auf dem er eine schmucke Villa in bescheidenen Verhältnissen erbauen lassen, da sie ja nur für einen jährlichen Aufenthalt von ein paar Ferienmonaten dienen sollte; aber Leontine liebte das Land, wie sie die Freiheit und Befreiung vom gesellschaftlichen Zwange liebte, und deshalb hatte sie die Villa zu ihrem bleibenden Witwenstze erklärt und bereits viel zu ihrer Verschönerung gethan. So viel, daß Egbert, als er in den Bereich derselben eintrat, gewiß stehen geblieben wäre und sich umgesehen hätte, diesen frisch geschorenen Rasen, diese hübsche Fontainengruppe aus modernem Zinkguss, diese bunten Teppichbeete zu bewundern. Aber er blieb nicht stehen — sondern schritt rasch weiter durch all' diese Herrlichkeiten hindurch; vielleicht waren sie dem aus den Gärten von Delhi und Be-

